

## **Erinnerungen von Thomas Albrich an seinen Heimatort und an seinen Lebensweg**

Zum Thema „Glauben und Gedenken“ passen wohl auch meine Erinnerungen an meinen Heimatort Roseln und mein Gedenken an Gottes Führungen auf meinem Lebensweg, die mir selbst viel bedeuten und die zunehmend auch das Interesse meiner Kinder und Enkel finden.

Auch in der Bibel ist das Gedenken an die Wege und Erfahrungen der vergangenen Jahre als hilfreiche Aufgabe dem Volk Israel von Gott befohlen worden – besonders aus der ersten Zeit der Wüstenwanderung, der „Jugendzeit“ und Herkunft dieses Volkes. Im 5.Mose 8,2 steht : *„Und gedenke des ganzen Weges, den dich der HERR, dein Gott, geleitet hat diese vierzig Jahre in der Wüste...“*

Ich verstehe es auch als meine Aufgabe als Vater und „aus der älteren Generation“ , weiter zu geben, was mir lieb und wertvoll geblieben ist, und wofür ich Gott dankbar bin. Und es gibt ja Frager und Leser über Lebenswege! Im 5.Mose 32,7 steht:

*„Gedenke der vorigen Zeiten und hab Acht auf die Jahre von Geschlecht zu Geschlecht. Frage deinen Vater, der wird dir's verkünden, deine Ältesten, die werden dir's sagen.“*

Auch wenn ich Vieles nur kurz beschrieben habe, so mögen meine Erinnerungen auch einen größeren Leserkreis erfreuen. So möge das Gedenken an eigene Erfahrungen angeregt werden und Gottvertrauen und Dankbarkeit zunehmen.

Ich möchte meine Ausführungen mit einem bekannten Dichterwort beginnen: **„Erinnerungen sind feine Güter. Man bewahrt sie in kostbaren Kammern des Herzens, nimmt sie dann und wann hervor wie edlen Schmuck an festlichen Tagen“.**

Diese schönen Worte treffen vorzüglich auch auf mich zu. Und sicherlich auf jeden von uns. Wenn ich zurückdenke an meinen Geburtsort Roseln im fernen Siebenbürgen, verweilen meine Gedanken zunächst oft länger als sonst wo beim Haus in der Obergasse, in dem ich eine zeitlang mit meinen Eltern und Bruder, bei meinen Großeltern gewohnt habe. Vor dem Haus verlief ein tiefer Graben, in dem das Wasser über Steine plätscherte.

Es war Nachkriegszeit. Oft waren wir nur zwei, drei Kinder, die sich zum Spielen trafen. Bei einem dieser Spiele wurde ich von einem Stein getroffen, und ich hätte dabei fast ein Auge verloren. Dennoch waren es schöne, meist aber auch entbehrungsreiche Jahre. Ich werde die Zeit im Haus meiner Großeltern nie vergessen.

Ich kann mich noch erinnern, als in dieses Haus eine Rumänen-Familie eingewiesen wurde. 1945 wurden nämlich nicht nur Grund und Boden, sondern auch die Höfe der Sachsen enteignet. Die Häuser bezogen Rumänen und Zigeuner, die Sachsen wurden in Hinterzimmer und Sommerküchen zurückgedrängt. Der rumänische Bürgermeister hatte damals das Sagen im Dorf. Seinen Anweisungen musste jeder folgen.

Dem Rumänen, den man in unser Haus eingewiesen hatte, war das aber sehr peinlich, denn eigentlich besaß er ein eigenes Haus gleich neben der rumänischen Kirche. Um von der rumänischen Bevölkerung nicht als „Sachsenfreund“ bezeichnet zu werden, fand er – zumindest für uns - eine sehr erfreuliche Lösung. Er zog nicht bei uns ein, sondern brachte lediglich einige Wandbehänge und Decken, mit denen er den ihm zugewiesenen Teil des Hauses schmückte. Damit sah – bei eventuellen Kontrollen durch die Behörden – alles so aus, als ob er tatsächlich bei uns wohnen würde. Unter diesen Umständen blieben wir eigentlich allein auf dem Hof.

Doch nicht in allen von rumänischen Neueigentümern (proprietari noi) besetzten Häusern ging es so friedlich zu. Im Gegenteil. Oft gab es Streit, denn die neuen Bewohner hausten meist wie die Vandalen, wobei vieles zerstört wurde. Vor allem Balken, Bretter und Latten von Scheunen, Schuppen und Zäunen wanderten in die Öfen, da diese Art der Brennstoffversorgung einfacher und billiger war, als das Holz aus dem Wald zu holen. Kein Wunder, dass zwischen Sachsen, Rumänen und Zigeunern, die Jahrhunderte lang friedlich nebeneinander gelebt hatten, dadurch Hass aufkam.

Für Spannungen gab es aber auch andere Gründe. So befand sich beispielsweise die rumänische Kirche in der verlängerten Obergasse beziehungsweise Neugasse - also außerhalb der Ortschaft. Nach „einer Vorkriegssitte“ durften sie aber nicht durch den Ort zum Gottesdienst gehen, sondern mussten sozusagen hinter den Gärten, einen beschwerlichen Weg über den Hügel benutzen. Dieser Beschluss war von den Sachsen gefasst worden, die hauptsächlich in der Ortsmitte wohnten und den Durchgang nicht duldeten. Sehr wohl aber hatten sie Rumänen und Zigeuner als Tagelöhner auf ihren Höfen. Solche Demütigung war nicht vergessen. Diese Spannungen zwischen den unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen in Roseln habe ich als kleines Kind nicht empfunden.

Einige Jahre später sind wir in die Weihergasse umgezogen, dort ist meine Schwester geboren. Ich machte zum ersten Mal die Erfahrung, dass zwischen Rumänen, Zigeunern und Sachsen ein „Unterschied“ ist. Auch aus Nichtigkeiten konnte ein handfester Streit entstehen und sogar zu einer Schlägerei ausarten. Diese und andere Begebenheiten wurden sozusagen durch „Mundpropaganda“ an Kinder und Kindeskindern weitergegeben. Kein Wunder, dass daraus Konflikte entstanden.

Von den Rumänen wurden wir nach dem zweiten Weltkrieg als Faschisten und Hitleristen beschimpft und uns wurde empfohlen, doch zurück nach Flandern zu gehen.

Allmählich entspannte sich die Lage, und die zwischenmenschlichen Beziehungen wurden besser, aber ein Keim von Hass blieb auf beiden Seiten übrig. Mal schaukelte die „Seele“ sich hoch, dann beruhigten sich die „Gemüter“ wieder. Schließlich saßen wir alle im selben Boot. Die beiderseitige Skepsis hielt an bis zur totalen Auswanderung Anfang der 90-er Jahre.

Zu Hause sprachen wir unsere Muttersprache, also „Siebenbürgisch-Sächsisch“ – im Rosler Dialekt. In der Schule und im Gottesdienst wurde ausschließlich „Hochdeutsch“ gesprochen. Da wir zu meiner Zeit wenige Kinder waren, wurden vier Klassenstufen in einem Raum unterrichtet. Es waren vier Bankreihen. Beginnend an der Tür: Klasse 1- 2- 3- 4.

Die 4. Klasse war am Fenster, das verleitete auch mich dazu, während des Unterrichtes hinaus zu schauen, ja gelegentlich auch mit offenen Augen zu träumen.

Kein Traum war es, als ich eines Tages meinen Vater mit zwei Polizisten vorbei gehen sah. Zuhause erfuhr ich, dass wir eine Hausdurchsuchung gehabt hatten. Gesucht wurde nach einem alten Gewehr, das mein Vater und sein Freund für die Jagd benutzt hatten. Gefunden haben sie nichts, aber mein Vater musste zur Strafe für sechs Monate ins Gefängnis. Nun musste meine Mutter sich allein um uns drei Kinder kümmern. Das war eine schlimme Zeit.

Ab der 5. und bis zur 7. Klasse mussten wir in das Nachbardorf Schönberg zur Schule gehen: „G-E-H-E-N“.

Am Sonntagnachmittag wurde ein Rucksack mit allem Nötigen für eine Woche (Lebensmittel und Kleidung) gepackt, dann ging es los. Ich wohnte am anderen Ende des Dorfes, so gesellten sich nach und nach andere Schulkameraden hinzu. Bis wir das Dorf verließen, waren alle beieinander und wir gingen über „Stock und Stein“, bei jedem Wetter und zu jeder Jahreszeit, nach Schönberg.

Auf der ca. 5 km langen Strecke passierte schon mal was: Einmal sahen wir in der Ferne Wildschweine, wir hatten Angst und versteckten uns hinter Sträuchern, bis die Schweine nicht mehr zu sehen waren.

Ein anderes Mal brach einer von uns auf halbem Weg in einen zugefrorenen Tümpel ein. Das bedeutete mit nassen Schuhen und teilweise nasser Hose weiter marschieren.

Wir schafften schließlich den Schulabschluss.

Nun folgte der Konfirmandenunterricht. Schon im selben Jahr, während der großen Ferien, wurden wir konfirmiert.

Im Herbst begann ich eine Maurerlehre in Hermannstadt. Das bedeutete für mich für längere Zeit Abschied nehmen von Zuhause, denn ich konnte nur zwei- bis dreimal im Jahr, in der Ferienzeit, nach Hause kommen. Ich hatte oft Heimweh!

In der Jugendzeit trafen wir uns, während des Sommers, am Abend auf der Straße. Ältere

Jugendliche vermittelten uns ihre Erfahrungen, einige Sitten und Bräuche. ( Genauer beschrieben sind diese in dem Buch von Martin Albrich „Wie kommt man nach Roseln? “ Das Buch befindet sich auch in der Bibliothek auf Schloss Horneck in Gundelsheim.) Es wurden Scherze gemacht und Lieder gesungen, so wie früher zu Zeiten der Schwester- und Bruderschaft.

Im Winter trafen wir uns abends reihum bei den Mädchen zuhause. Hier machten wir Spiele, die Mädchen fertigten Handarbeiten und es entstanden auch manche lebenslangen Beziehungen.

Wir pflegten unter anderem auch den schönen Brauch am Samstag vor Pfingsten „Maibäume aufzustellen“. Allen konfirmierten, unverheirateten Mädchen wurde von konfirmierten, unverheirateten Burschen je ein Maibaum vor das Haus gesetzt. Das war in manchen Jahren kaum möglich, denn die Erlaubnis zum Schlagen der Birken war nicht leicht zu bekommen. Einige Jahre später wurde ich selber zum Urheber eines „Spaßes“ oder „Missverständnisses“.

(Es bleibt jedem Leser überlassen, wie er es betrachten möchte.) Das war so: Samstag vor Pfingsten, nachts um 23.30 Uhr, kam ich mit dem letzten Bus von der Arbeit nach Hause. Der Weg führte mich am Wirtshaus vorbei, wo noch einige Jugendliche saßen. Da ich schon im fortgeschrittenen Junggesellenalter war, wurde ich von den Jungen auch mal nach einem Rat gefragt. Also, fragten sie mich, - in der Annahme, ich hätte die Maibäume besorgt, - wann denn diese aufgestellt würden? Ich antwortete: „Sie sind schon unterwegs am Dorfrand, bei den Sibirken“. Sie müssten sich nun beeilen und die dafür benötigten Löcher machen.

Mehrere ältere Männer ermahnten sie und wiesen darauf hin, mich bloß näher anzuschauen, ich käme doch von der Arbeit, ja ich hätte sogar noch meine Vespertasche dabei.

Doch deren Euphorie war groß und sie machten sich dran, noch vor Tagesanbruch die Löcher auszuheben. Sie spornten sich gegenseitig an. Aber nach getaner Arbeit waren die Maibäume noch immer nicht im Dorf angekommen, also beschlossen die Jugendlichen sich auszuruhen. Diese legten sich in eine Scheune zum Schlafen, einer von ihnen hielt Wache und sollte Bescheid geben, wenn der Schlepper mit den Bäumen ankam.

Pfingstsonntag, der Tag bricht an, das dörfliche Leben erwacht. Quer durch das Dorf waren Löcher vor den Häusern. Auch vor meinem Elternhaus war eines, für meine Schwester.

Eine Nachbarin, die nur Jungs hatte, kam besorgt zu meiner Mutter und sagte: „Ennchen hoffentlich ist deinen Jungen nichts passiert, die holen doch dieses Jahr die Maibäume“.

Meine Mutter war überrascht wegen der Nachfrage, denn sie wusste, dass mein Bruder und ich zu Hause in unseren Betten schliefen und mit den Maibäumen nicht das Geringste zu tun hatten. Schnell schaufelte sie geistesgegenwärtig das Loch vor unserem Haus wieder zu.

Die Aufregung war groß und die Spekulationen um die Löcher trieben seltsame Blüten.

Einige gewitzte Väter meinten, man würde Obstbäume austeilen und ermunterten so auch die Nachbarn, die gar keine Töchter hatten, Löcher zu graben. Manch einer fragte sich sogar, ob sein Nachbar nicht etwa ein Gerüst aufstelle, um sein Haus zu renovieren...

In letzter Minute wurden dann doch wenigstens vor der Kirche Maibäume aufgestellt und einige Äste an Toren. Beim anschließenden Gottesdienst wurden die nächtlichen Ereignisse sogar in der Predigt erwähnt, dabei konnte ich viele verärgerte - aber auch schmunzelnde - Gesichter beobachten. Nur gut dass alles Mal ein Ende hat und die Gemüter im Dorf sich wieder beruhigten.

Die Jahre vergingen und es kam die Zeit, wo ich mich auf Freiersfüße begab. Da aber im Dorf alle in Frage kommenden Mädchen mit mir verwandt waren, traf ich den Entschluss, mich in Nachbarorten umzuschauen. Ich habe mein Glück (und meine liebe Hanne) in Magarei gefunden. Wir heirateten nach einem Werbungsjahr und zogen auf den Hof meines Onkels in die Obergasse, das eingangs bereits erwähnte Haus am tiefen Graben, wo das Wasser über die Steine plätschert und in dem ich als kleines Kind glückliche Tage verbrachte, also das Haus meines Großvaters.

Nach einem glücklichen Ehejahr wollte ich die weite Welt erkunden. Man bewilligte mir eine Besuchsreise nach Deutschland. Der Urlaub sollte einen Monat dauern.

In dieser kurzen Zeit wurde mir bewusst, dass sich meiner kleinen Familie hier in Deutschland bessere Zukunftschancen eröffneten. Also entschloss ich mich, den Urlaub in einen Dauerzustand umzuwandeln, ich blieb in Deutschland. Ich war somit der erste Rosler, der nicht im Zuge der herkömmlichen Familienzusammenführung in Deutschland ansässig wurde, sondern nach einer Besuchsreise hier blieb.

Es begann zunehmend eine andere Art der Familienzusammenführung, denn nach und nach wandelten noch zahlreiche Männer ihren Kurzurlaub in Deutschland in einen Dauerzustand um.

In der Folgezeit versuchte ich alles Mögliche, damit meine Frau auf schnellstem Weg zu mir ausreisen konnte. Wir hatten sehr viel Glück. Nach „ewigen“ neun Monaten des Wartens konnte ich meine Frau in die Arme schließen.

Es war ein bescheidener Anfang in der neuen Heimat, den meine Frau und ich aber niemals missen möchten. Die siebziger Jahre standen für „Nestbau und Familien-Gründung“. Die achtziger und neunziger Jahre waren ausgefüllt mit Arbeit und Bewältigung der täglichen Herausforderungen.

Jetzt „im Alter“ und nachdem fast alle Rosler in Deutschland ansässig geworden sind, beschäftige ich mich mit den Ahnen und betreibe Ahnenforschung.

Zuerst forschte ich im Familien- und Verwandtenkreis, daraus ist nach und nach mein Hobby geworden: die Genealogie. Ich bemühte mich für alle Rosler, eine Ahnentafel zu erstellen. Das setzte voraus, dass ich mir die nötigen Matrikeln und Familienbücher besorgen musste. Außerdem haben meine Frau und ich eine Reise nach Rumänien gemacht und uns im Staatsarchiv und im Zentralkirchenarchiv (beide in Hermannstadt) die entsprechenden Unterlagen besorgt. In mühevoller Kleinarbeit haben wir die Matrikel aus den Jahren 1680 bis 1995 „lesbar gemacht“ - digitalisiert. Tagtäglich finde ich interessante Daten darin. Und mein Hobby hat sich erfolgreich ausgedehnt auch auf die Kirchenbücher meines jetzigen Wohnorts Sersheim und aus Magerei, Schlatt, Martinsdorf, Probsdorf bei Agnetheln, Neithausen und Zied. So lerne ich nicht nur Vergangenes kennen, sondern bekomme ständig auch neue Kontakte und staune über viele Lebenswege.

Über allem aber staune ich über die Führungen unseres himmlischen Vaters, der durch den Propheten Jesaja 46,9 sagt:

*„Gedenkt des Vorigen, wie es von alters her war: Ich bin Gott, und sonst keiner mehr, ein Gott, dem nichts gleicht.“*

Ich kann jeder Leserin und jedem Leser nur wünschen:

**Mein Wunsch für dich: Dass du die Erinnerung bewahrst an jeden schönen Tag; dass du mutig bist, wenn Schwierigkeiten kommen; dass du nicht aufgibst, wenn es keinen Ausweg zu geben scheint; dass du immer Freunde hast, denen du vertrauen kannst; dass du immer Menschen findest, die dir helfen, wenn du Hilfe brauchst. Dass jede Gabe, die Gott dir geschenkt hat, in dir weiterwächst und dass du immer Kraft hast, andere froh zu machen.**

(Altirischer Segensspruch)

Thomas Albrich

Breslauer Str. 28  
74372 Sersheim  
07042-32325  
thomas.albrich@t-online.de